

PHARAONENBLUT

DIE PHARAONEN-SAGA BAND 1

FREYA VON KORFF



FREYA
VON KORFF



PHARA ONEN BLUT



Copyright: © Dr. Freya Gräfin von Korff gen. Schmising-Kerssenbrock
Rendsburger Landstraße 436, 24111 Kiel
info@freyavonkorff.com

Anmeldung zum Newsletter: <https://freyavonkorff.com/newsletter/>

Umschlaggestaltung: Ria Raven Coverdesign / www.riaraven.de
unter Verwendung von Bildern aus Shutterstock

Korrektur und Lektorat: Berit Jarms, WortART Lektorat; Andrea Kuhn

Herstellung: booksfactory, Polen

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung: info@freyavonkorff.com

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch in Auszügen - nur mit Genehmigung
der Autorin wiedergegeben werden.

Für das Mädchen unter dem Bett



PROLOG

Er war nicht schnell genug.

Noch bevor Lawrence Tram sich überhaupt in Bewegung setzte, war er sich dieser unumstößlichen Tatsache bewusst. Er wurde gejagt. Eine Gestalt verfolgte jeden seiner Schritte, kam mit jeder Kurve, die er nahm, näher und würde nicht innehalten, bis sie ihn erwischt hatte. Es gab nichts, was er dagegen tun konnte. Dafür war das, was ihn verfolgte, zu mächtig, zu unberechenbar, zu gefährlich.

Dennoch begann Lawrence zu rennen. Getrieben von einer plötzlichen Energie in seinem Innerem, seinem unbedingten Willen zu leben, beschleunigte er seine Schritte auf eine beinahe übermenschliche Geschwindigkeit. Entschlossen raste er durch die leeren Gassen, schlug einen Haken, stürzte sich mit einem einzigen Sprung eine steile Treppe hinab und landete mit einem Donnern auf dem befestigten Ufer der Themse.

Lawrence gönnte sich einen einzigen tiefen Atemzug, ehe er sich mit zusammengebißenen Zähnen aufrichtete und weiterlief. Eine breite Brücke kam in Sicht und kaum, dass er aus dem schwachen

Schein der Laterne in ihren Schatten trat, war ihm, als legte sich ein Schleier um ihn. Nur seine Schritte hallten in dem steinernen Gewölbe wider, begleitet vom leisen Schwappen des Wassers.

Lawrence blieb stehen, schloss mühevoll seinen Mund und versuchte, seinen Atem unter Kontrolle zu bringen. Dem Dröhnen seines hämmernden Herzens zum Trotz lauschte er, konzentrierte sich allein auf seine Umgebung und fand ... nichts.

Ungläubig drehte sich Lawrence um, ließ seinen Blick den Weg entlang schweifen. Nichts stach ihm ins Auge. Niemand war hinter ihm.

Kann das wirklich sein?

Genau in dem Moment, als Lawrence beschlossen hatte, nicht länger nur seinen körperlichen Sinnen zu vertrauen, sondern seine Umgebung auf andere, auf *tiefe* Art abzusuchen, hörte er sie.

Die Schritte waren langsam, fast schon gemächlich, wurden aber stetig lauter und kündigten erbarmungslos seinen Verfolger an, die sich Lawrence unaufhaltsam näherte. Sie kamen von vorne. Eigentlich sollte dies unmöglich sein, war sich Lawrence doch sicher, seinen Verfolger wenige Minuten zuvor noch eindeutig hinter sich gesehen zu haben. Dennoch zweifelte er keine Sekunde daran, dass er nun aus eben jener Richtung auf Lawrence zukam, in die er gerade noch hatte fliehen wollen. Er wusste um die Fähigkeiten seines Verfolgers.

Darum blieb er still stehen und unternahm keinen weiteren Fluchtversuch, als die Gestalt sich aus dem Schatten der Brücke herauschälte. Die fahlen Lichtreflektionen der Wasseroberfläche fielen auf den schlanken Mann in der weiten Jacke und der ausladenden Kapuze. Als Lawrence' Blick das Gesicht seines Gegenübers fand, wurde ihm auf einen Schlag so eiskalt, dass er meinte, sein Blut gefröre in den Adern. Statt eines menschlichen Gesichts starrte er die harten Züge einer metallischen Maske an. Leblose Augen schauten zu ihm und die künstlichen Lippen bewegten sich nicht, als eine unna-

türlich verzerrte Stimme erklang: „Es hat keinen Sinn, weiterzulaufen.“

Die Worte versetzten Lawrence einen unerwarteten Stich. Der Maskierte sprach die Wahrheit und trotzdem musste Lawrence an sich halten, nicht auf dem Absatz kehrzumachen und erneut die Flucht zu ergreifen. Doch einer Sache war er sich sicher: Wenn er leben wollte, wenn er *weiterleben* wollte, musste er einen anderen Weg gehen.

„Dennoch muss ich zugeben: Einem Mann Ihres Alters hätte ich einen solchen Lauf gar nicht zugetraut.“

Die Gestalt neigte spöttisch den Kopf und jetzt konnte Lawrence erstmalig die Maske auch von der Seite aus betrachten. Er würde nicht sagen, dass sein Leben bis zum heutigen Tag besonderes spektakulär verlaufen wäre. Doch Lawrence hatte im Laufe seiner mittlerweile 65 Jahre mehr als einmal Dinge gesehen, die die Vorstellungskraft der meisten Menschen überstiegen. Er hatte in einer verbotenen Stadt gelebt, magische Artefakte in den Händen gehalten und den Berichten von Menschen gelauscht, die wahrhaftigen Göttern gegenübergetreten waren. Ein Mann aber, der sein Gesicht unter der Totenmaske eines Pharaos verbarg und der ihn scheinbar mühelos einmal quer durch London hetzte, versetzte auch Lawrence in blanke Panik.

„Ich weiß, woher Sie kommen. Und wer Sie sind“, fuhr die Gestalt fort.

Lawrence schluckte merklich und ballte die Fäuste. „Und ich weiß, wer du bist“, gab er tapfer zurück.

Anstatt darauf zu antworten, senkte die Gestalt den Kopf nur noch weiter.

„Ich weiß, dass du dich Ramses nennst.“ Lawrence zwang sich, allein daran zu denken, dass ihm nun die ungeteilte Aufmerksamkeit seines Gegenübers galt. „Und ich weiß, dass dies nicht dein richtiger Name ist.“

Lawrence glaubte, die Zeit wäre für einen Moment stehen geblieben. Die Gestalt verharrte, schien kurzzeitig vollkommen bewegungslos zu sein. Dann aber richtete Ramses sich wieder auf, hob das mit dem ägyptischen Königsbart verstärkte Kinn seiner Pharaonenmaske und machte einen großen Schritt auf Lawrence zu.

„Wer hat Ihnen das gesagt?“, schallte die verzerrte Stimme zwischen den Wänden wider – tief und bedrohlich.

Lawrence' Atmung ging immer schneller. Ramses war nun kaum mehr als eine Armeslänge von ihm entfernt.

„Und ich weiß auch, was du von mir willst“, machte Lawrence unbeirrt weiter.

Ramses senkte seinen Blick auf Lawrence. Der spürte eine Hitze in sich aufsteigen, als brächten ihn diese toten Augen zum Glühen.

„Von mir wirst du den Ring nicht bekommen.“ Lawrence legte so viel Nachdruck in seine Worte, wie er nur konnte.

„Wo ist er?“, kam prompt die Frage von Ramses. Sein metallisches Gesicht war dem von Lawrence nun so nah, dass dieser sein Spiegelbild darin erkennen konnte. Seine eigenen strahlend blauen Augen starrten ihn an, als wollten sie ihn daran erinnern, wer er war – *was* er war.

„Wo ist mein Ring?“, fragte Ramses noch einmal, lauter, dränger dieses Mal.

„Du kannst ihn nicht finden, nicht wahr?“, fragte Lawrence und spürte, wie sich tatsächlich einer seiner Mundwinkel zu einem fast spöttischen Grinsen hob. „So lange er entzwei ist, kannst du ihn nicht aufspüren. Du wirst ihn niemals bekommen.“

„Ein letztes Mal: Wo ist mein Ring?“

Lawrence ballte die Fäuste, holte so unmerklich Luft, wie er nur konnte und machte sich bereit für den einen Versuch, der ihm noch blieb, um sein Leben zu retten.

„Dein Ring?“ Seine Stimme war nun brüchig, ein Zittern erfasste seinen ganzen Körper. „Dieser Ring ist nicht für dich!“

Mit diesen Worten ließ sich Lawrence in die Knie sinken, ignorierte den Schmerz in seinen erschöpften Knochen und drehte sich stattdessen einmal um sich selbst. In derselben Bewegung griff er sich an den Gürtel, zückte die Waffe daran und fuhr den Kampfstab aus feinem Metall zielsicher aus.

Überrumpelt wich Ramses zurück, doch bevor Lawrence dem Maskierten die Beine wegziehen konnte, sprang dieser in die Höhe und die Waffe zerschnitt nur die Luft.

Wirbelnd und keuchend erhob sich Lawrence wieder, wollte sich gerade für den Gegenangriff bereit machen, als er verblüfft innehielt.

„Was zum ...“, murmelte er, als er in die wabernden Schatten starrte. Genau an der Stelle, wo soeben noch der Mann in der Pharaonenmaske gestanden hatte, breitete sich jetzt stille Finsternis aus. Ramses war verschwunden.

Lawrence verschwendete keine weitere Sekunde. Er fuhr seine Waffe wieder ein, drehte sich um und lief zurück in die Richtung, aus der er gekommen war. Die Treppe kam in Sicht und gerade, als er sich den Gedanken gestattete, dass er diese Nacht vielleicht doch lebend überstehen würde, zerstörte ein greller, gelber Schein jede Hoffnung.

Er war aus dem Nichts aufgetaucht. So lautlos und urplötzlich, wie er verschwunden war, kehrte Ramses zurück, befand sich auf einmal genau vor Lawrence und erhob ein Schwert, dessen Klinge aus reinem Licht zu bestehen schien. Lawrence lief direkt hinein, spürte den Stich in seinem Brustkorb kaum und wurde sich allem erst bewusst, als er donnernd in die Knie ging.

„Wie ... wie“, stammelte er, während eine schmerzende Kälte von seinem Herzen ausging. Sie kroch durch ihn hindurch wie ein Geschwür, das sich rasend in seinem Inneren ausbreitete.

„Wo ist der Ring?“, fragte Ramses noch einmal, als er sich vor ihn hockte, die starre Miene allein auf Lawrence gerichtet. „Sag es mir und ich halte es auf.“

Lawrence rang nach Luft, versuchte zu sprechen, schüttelte aber nur trotzig den Kopf. Angst packte ihn, nackte, schreckliche Angst. Er wusste, was mit ihm geschah, welches Schicksal ihn erwartete, wenn die Kälte nicht sofort aus seinem Körper vertrieben wurde. Dennoch würde er Ramses nicht sagen, was er wusste. *Niemals!*

„Von mir erfährst du nichts“, schleuderte er dem Maskierten entgegen.

Der neigte nur wieder den Kopf zur Seite. Auf Lawrence wirkte der Ausdruck in dem Pharaonengesicht auf einmal spöttisch, beinahe amüsiert.

„So tapfer“, murmelte Ramses. „Und für was?“

Die Kälte erreichte nun Lawrence' Glieder und er begann zu schwanken, konnte seinen Kopf kaum noch gerade halten. Mit seinem Geist klammerte er sich an den einen Gedanken, der ihn durchhalten ließ, der ihm jetzt noch Hoffnung gab. „Nicht für *etwas*“, flüsterte er schließlich.

Lawrence sah nicht mehr, wie Ramses fragend den Kopf hob. Als er schließlich in sich zusammensackte, legte er seine letzten Kräfte in zwei Worte, die ihm in diesem Moment mehr bedeuteten als alles andere.

„Für sie.“

Das Gefühl, wie er mit dem Kopf auf den Boden prallte, erreichte Lawrence nicht. Er fühlte auch nicht mehr, wie Ramses anschließend seine Taschen durchsuchte und ein einzelnes Blatt Papier mit einer handgeschriebenen Adresse ohne Namen daraus hervor zog. Zuletzt spürte er nur, wie er fiel: In Dunkelheit, in Stille, in eine Welt jenseits aller Grenzen.



TEILEINS WARTEN



KAPITEL I

PENELOPE

S*ie sehen mich nicht.*

Die Worte hallten durch ihre Gedanken wie ein grausames Echo, das seine Botschaft so lange wiederholte, bis sie endlich begriff. Egal, wie lange sie hier stand. Egal, wie sehr sie hoffte, die Blicke der beiden Gestalten an dem Tisch nur wenige Meter von ihr entfernt, würden auch nur in ihre Richtung wandern. Es würde nicht geschehen. Selbst als er lachend die Hände hinter den Kopf hob, sein Gesicht zum Fenster wandte, glitten seine Augen über sie hinweg als wäre sie unsichtbar. Als gäbe es sie gar nicht.

Auch die Frau drehte sich einmal der Stelle zu, wo Pen stand. Doch der verträumte Ausdruck auf ihren Zügen, das Funkeln in ihren Augen und die Art, wie sie sich verlegen auf die Unterlippe biss, verrieten, dass auch sie keine Notiz von Pen nahm. Stattdessen strich sie ihm zärtlich über den Unterarm, bis er sich schließlich vorbeugte und ihr einen langen Kuss gab.

Penelope Knightport konnte nicht länger hinschauen. Stattdessen senkte sie den Kopf, während ihr langes, dunkelblondes Haar von einem frischen Herbstwind aufgewirbelt wurde. Die Enden

ihres dunkelblauen Dufflecoats bauschten sich auf. Instinktiv griff sie sich an die Kette mit dem Ring um ihren Hals. Eine seltsame Mischung aus Trauer, Schmerz und Selbstvorwürfen breitete sich in ihr aus. Was hatte sie denn auch anderes erwartet?

Sie löste sich von der Fensterscheibe, hinter der sie gestanden hatte. Stumm und unbeholfen setzte ihren Weg durch die belebte, mit goldenen Blättern gesäumte Straße fort. In ihren Ohren rauschte es, ihr Herz schlug unregelmäßig und in ihrer Magengrube breitete sich ein Gefühl aus, als hätte ihr jemand einen Faustschlag versetzt. Nach ein paar Metern musste sie sich an einer Laterne abstützen, weil sie kurz glaubte, ihr würde so schlecht, dass sie sich übergeben müsste. Mit geschlossenen Augen tastete sie nach der Fassade, an der sie vorbei humpelte. Sie krümmte sich leicht, atmete tief durch und drängte die Tränen zurück, die ihr in die Augen schossen.

Ihre Gedanken rasten, drehten sich so schnell um sich selbst, dass sie kaum Sinn ergaben. Nur einer von ihnen schien klar: *Sie haben mich nicht gesehen. Sie sehen mich nicht. Niemand sieht mich. Als gäbe es mich gar nicht.*

Sie wusste später nicht mehr, wie lange sie dastand und um Fassung rang, während die Menschen sich auf dem schmalen Londoner Bürgersteig an ihr vorbeischoben. Keiner von ihnen schenkte ihr groß Beachtung. Pen hatte es nicht anders erwartet und doch wurde sie sich dieser Tatsache in diesem Moment schmerzlich bewusst.

Bevor sie sich allerdings in der Idee verlieren konnte, wie es sich vielleicht anfühlte, bliebe jemand stehen – nur ein einziges Mal –, um sie zu fragen, wie es ihr ging, riss sie sich zusammen und erinnerte sich an das, was sie tief in ihrem Inneren wusste.

Es würde nichts ändern. Würde man sie jetzt ansprechen, würde sie einem Fremden niemals erzählen, was wirklich in ihr vorging. Sie könnte nicht erklären, dass ihr Herz gerade in tausend Stücke zersplittet war – und das, obwohl sie angenommen hatte, es wäre längst

zerbrochen. Sie würde nicht sagen, dass sie sich wie Mangelware vorkam und dass dieses Gefühl nichts mit ihrem gebrochenen Fuß in dem orthopädischen Schuh zu tun hatte. Sie war niemals so, wie sie sein sollte, niemals die Richtige, niemals genug. Jeder, den sie kannte, wusste das.

Das galt auch für Oliver und Kate. Selbst wenn die beiden Pen durch das Fenster entdeckt hätten, was hätte das geändert? Sie hätten nicht ungeschehen machen können, was sie getan hatten. Wenigstens musste Pen sich jetzt nicht mit ihren Erklärungen und Rechtfertigungen auseinandersetzen. Wenigstens konnte sie jetzt in ihrer Trauer versinken, ohne sich noch mit dem schlechten Gewissen derer auseinanderzusetzen, denen sie mehr vertraut hatte als irgendjemandem sonst.

Sie merkte erst, dass sie ihren Weg fortsetzte, als ein stechender Schmerz in ihrem Fuß sie zum abrupten Anhalten zwang. Am liebsten hätte sie laut geflucht. Sie wollte rennen, davonrennen. Laufen war immer ihre Leidenschaft, ihre Chance gewesen, dem Leben und seinen Ungerechtigkeiten zumindest kurz zu entkommen. Ausgerechnet jetzt, da sie am liebsten vor allem fliehen würde, ließ ihr Körper sie im Stich.

Sie biss die Zähne zusammen, stöhnte auf und stützte sich auf das Knie ihres gesunden Beins. Sie bereute es, gegen den ärztlichen Rat ohne Krücken aus dem Haus gegangen zu sein, sich zu schnell zu viel zugetraut zu haben. Wieder einmal.

Da hörte sie es. Als sie den Kopf in Richtung des quietschenden Bremsgeräusches hochriss, wusste sie bereits, dass es zu spät war. Die Reifen des schwarzen Londoner Taxis schlitterten über den Boden, sein Heck geriet wegen des plötzlichen Manövers ins Schleudern und die Scheinwerfer rasten unaufhaltsam auf Pen zu.

Sie konnte nichts tun. Ihr letzter vollständiger Gedanke war, dass sie nicht hätte hier sein sollen, dass es sie gar nicht geben sollte: nicht hier, nicht jetzt, nicht so. *Es wäre besser, gäbe es mich nicht.* Dafür war es zu spät.

In dem Moment, in dem sie spüren sollte, wie der Rumpf des Fahrzeugs sie erfasste, in dem sie eigentlich in die Luft geschleudert und für immer aus dieser Welt geworfen werden sollte, geschah etwas anderes.

Er kam wie aus dem Nichts. Seine Hände legten sich um ihre Hüften, rissen sie vom Boden und in einer einzigen blitzschnellen Bewegung wurde sie von der Mitte des Zebrastreifens auf die andere Seite der Fahrbahn befördert. Sie verlor das Gleichgewicht, stürzte zu Boden, während das Taxi an ihr vorbei rauschte. Sein Luftzug wirbelte noch Pens Haarsträhnen auf, als sie wie in Zeitlupe dabei zusah, wie es rumpelnd zum Stehen kam.

Es dauerte mehr als drei Herzschläge, bis Pen begriff, was sich abgespielt hatte. Dann wurde sie sich des Mannes bewusst, der sie just in diesem Augenblick scheinbar mühelos vom Boden zog und sie fast schon behutsam wieder auf die Füße stellte.

„Was ... was zum ...“

„Pass besser auf!“, raunte ihr eine tiefe, leicht gehetzt klingende Stimme zu.

Pen hob den Kopf, wollte den Mann anschauen, der nicht weniger getan hatte, als ihr Leben zu retten. Doch ihre Sicht war getrübt von einem Tränenschleier. Alles, was sie ausmachen konnte, waren markante, männliche Züge und eine kräftige hochgewachsene Gestalt, die ihre eigene um mehr als einen Kopf überragte.

Er ließ sie los, löste seine großen Hände von ihren Seiten und trat einen Schritt zurück. Ohne ihr weiter Aufmerksamkeit zu widmen, ohne ein Wort des Abschieds, wandte er sich einfach um und machte Anstalten zu gehen.

„Warte!“ Das Wort flog wie von selbst aus Pens Mund. „Da... Danke!“, gab sie mit brüchiger Stimme von sich.

Trotz ihres verschwommenen Blicks konnte sie sehen, wie der Mann kurz innehielt. Er nickte kaum merklich und murmelte fast schon beiläufig, als sei es das normalste der Welt: „Schon ok.“ Dabei machte er vor dem Wort ‚ok‘ eine eigentümliche Pause, als habe er etwas anderes sagen wollen, sich aber in letzter Sekunde dagegen entschieden.

Pen blieb wie angewurzelt stehen, wartete, hoffte beinahe, dass der Mann sich noch einmal zu ihr umdrehen würde. Er aber ging davon und verschwand. Dabei sank nur langsam eine eigenartige Erkenntnis in ihr Bewusstsein. Jemand hatte sie gesehen. *Er* hatte sie gesehen. Und das veränderte alles.